

Sonntags-Beiblatt

zur

Augsburger Postzeitung.

28. Mai

Nr. 22.

1854.

Dieses Blatt erscheint regelmäßig alle Sonntage. Der halbjährige Abonnementspreis 10 fr., wofür es durch alle königl. bayer. Postämter und alle Buchhandlungen bezogen werden kann.

Aus der Jugend Pius IX.

Pfarrer Moos in Solothurn hat bei Scherer daselbst eine Schrift in zwei Bänden unter dem Titel: „Die wunderbaren Wege der göttlichen Vorsehung,“ herausgegeben. Das Werk enthält viele merkwürdige auch neuere belehrende Erzählungen für die Jugend. Ein Ereigniß aus der Jugend des gegenwärtig glorreich regierenden heiligen Vaters — das weniger bekannt ist, wollen wir hier aus dem trefflichen Büchlein folgen lassen: „Johann Maria Mastai Ferretti, aus der durchlauchten Familie der Grafen von Mastai, wurde den 13. Mai 1792 zu Sinigaglia, in der zum Kirchenstaate gehörigen Landschaft Urbino-et-Pesaro, geboren. Seine Eltern gingen alle Jahre auf ein ungefähr sechs Meilen von der Stadt entferntes Landschloß, wo sie mit ihren Kindern die Frühlings-, Sommer- und Herbstmonate zubrachten. Johannes, ein lebhaftes, liebenswürdiges Knäbchen gefiel sich am wohlsten im Freien. Eines Tages naht sich das Kind einem ziemlich tiefen, mit stehendem Wasser angefüllten Graben. Der kleine Johannes steht still, erblickt kleine im Wasser spielende Fische, ergötzt sich an ihren Wendungen, will sie mit der Hand fangen, nähert sich, ohne Gefahr zu ahnen, dem Wasser, — plötzlich gleitscht er auf dem schlüpfrigen und lehmigen Boden aus, stürzt in den Graben und versinkt unter dem Wasser. Er wäre unzweifelhaft ertrunken, hätte die göttliche Vorsehung, die in ihren unergründlichen Absichten Großes mit diesem Kinde vorhatte, es nicht vor diesem frühzeitigen Tode bewahrt. Ein armer Bauernjüngling von zwanzig Jahren, der dem kleinen Johannes als Diener beigegeben war, erblickt die Gefahr, stürzt sich in's Wasser und zieht den Knaben unverletzt und lebend heraus. Wohl dachte dieser edle Jüngling noch nicht, was für ein kostbares Leben er der ganzen Welt gerettet habe, und daß dieser Knabe nach ungefähr vierzig Jahren die erhabenste Würde, die je einem Sterblichen anvertraut werden kann, bekleiden, daß er als der 255ste Nachfolger des heiligen Petrus auf den päpstlichen Thron erhoben und unter dem Namen Pius IX. die Kirche Gottes unter den furchtbarsten Stürmen so weise regieren und verherrlichen würde.

Die Königsgräber zu St. Denis.

(Schluß.)

„St. Denis ist zerstört,“ — sagte Chateaubriand im Anfange dieses Jahrhunderts — „die Vögel fliegen durch seine öden Räume und Gras wächst auf seinen zerschlagenen Altären. Statt des Grabgefanges, der einst unter seiner Wölbung wiederhallte, hört man nur noch den Regen, der von seinem zertrümmerten Dache niederträuft, oder das Fallen eines Steines, der sich von dem Gemäuer ablöst.“

Erst Napoleon that dem Werke der Zerstörung Einhalt. Er war in das Erbe Karls des Großen eingetreten und hatte seine Kaiserkrone sich aufs Haupt gedrückt; darum sollte die alte kaiserliche Gruft auch ihn und seine Familie aufnehmen. Aber er hatte Wind ausgefäet und erntete Sturm; er und seine Familie wurden zerstreut wie Spreu über dem Angesichte der Erde — ein felsig Geland ward sein Kerker und sein Grab. Und sein Sohn, der Erbe seines Ruhmes, schläft ferne von ihm bei den Capucinern in der Todtengruft zu Wien. Ludwig XVIII. und Carl X. setzten die Arbeiten fort, und unter Ludwig Philipp wurde die innere Restauration vollendet. Alle bauten sie an ihrem Grabe — aber sie sollten nicht sagen dürfen: „Solum mihi superest sepulchrum!“ Nicht einmal das Grab wurde ihnen gegönnt — so eitel ist die größte Größe auf Erden. — Beide liegen begraben in fremder Erde, im Lande der Erbfeinde ihrer Nation.

Ludwig Napoleon ist auch in St. Denis seinem großen Oheim gefolgt; er fährt fort, der Kirche seine Fürsorge zu widmen. Wird er hier einst seine letzte Ruhe finden? Oder schmückt er nur das Monument, das Den verherrlichen soll, der ihn einmal vom Throne stößt.

Beim ersten Eintritt in die schöne Kirche bemerkt man kaum, was für gewaltsame Katastrophen an diesen Mauern vorübergegangen sind. Es ist ein herrlicher Bau, fast wie aus Einem Gusse, mit Ausnahme der Krypten mit nur wenigen Resten im Style der vorgothischen Zeit. Einen Augenblick könnte man sich täuschen, sich um ein Jahrhundert zurückversetzt glauben. In reichen Gewändern umgeben die Hüter des Grabes der Könige den Hochaltar. Ludwig Philipp stiftete hier ein Capitel, bestehend aus zehn Bischöfen und vierundzwanzig Kanonikern; helle Rauchwolken steigen zwischen den schlanken, strebenden Säulen empor und ziehen langsam unter der Wölbung hin. Das Requiem, unterbrochen von den dumpfen Tönen der Hörner, wie sie in Frankreich den Choral begleiten, steht um die ewige Ruhe der Todten. Aber die Gräber sind leer — ihre Asche ist in alle Winde zerstreut; nur Ludwig XVI. und die unglückliche Marie Antoinette, Ludwig XVIII. und der Herzog von Berry liegen hier, dann einige wenige Reste von Gebeinen, die man gefunden hatte nach der schauerlichen Feier von 1793 und sorgfältig gesammelt und hierhergetragen, wie der Mensch am Tage nach der Feuersbrunst auf die Brandstätte eilt, um unter dem Schutte ein halbverkohltes Andenken an seine frühere Herrlichkeit zu finden. Wir hören die dumpfdröhnenden, langsam hingitternden Schläge der Glocke vom altersgrauen Thurme herab, so ernst, so melancholisch, als wären es die Pulsschläge der unwiederbringlich hinab-eilenden Zeit — aber es strömt kein Volk mehr herbei, um zu trauern am Grabe seiner Könige. Der Name des Königs, bei dessen Nennung der Franzose von ehemals sein Haupt entlöste, hat seinen Zauber verloren; es sind nur noch Wenige, die wie Du Guesclin sprechen: „Mon ame à Dieu, ma vie au roi!“ Die Gesalbten des Herrn hatten sich selbst enweiht, und darum verwarf Er sie von seinem Angesichte. Und das ganze Volk rief ein furchtbares: Amen!

St. Denis ist wieder hergestellt — ein Grab ohne Leichname, ein Katafalk ohne Todte, seine Gräfte sind leer, St. Denis selbst ist ein Leichnam. Ich weiß nicht, ob ich nicht die Abtei lieber sehen möchte in dem Zustande, wie sie nach 1793 war. Da war es eine Ruine, aber da war es doch Etwas; da konnte man sich niedersetzen unter Trümmer und hinausblicken zu den schweren grauen Wolken, die vom Sturme gejagt durch die zerrissenen Mauern ziehen, und nachdenken über die Vergänglichkeit aller Dinge, wie der Einsiedler vor dem Todtenkopfe. Jetzt wird es uns nicht wohl zu St. Denis; es ist uns unheimlich hier, es ist eine Leiche, man hat sie geschminkt, mit Flittern und Bändern geziert. Man hat neue Glasmalereien an den Fenstern angebracht; ich sah eine im Seitenschiffe, die Stiftung des Capitels durch Ludwig Philipp vorstellend. Er und seine Minister erscheinen in blauem Frack, den Galanteriedegen an der Seite. Das ist die Malerei auf ein gothisches Fenster in einer herrlichen gothischen Kirche mit den Heldengestalten Clodwigs, Dagoberts, des ritterlichen Franz I. und Heinrich IV.!

Das neugierige Volk läuft hinzu, es drängt sich hinein in die Gräfte, man gafft, man schwätzt, man lacht und macht Bemerkungen über diese ernsten, langgestreckten, steinernen Bilder. Der Concierge geht voran, der Haufen Fremder und geschwätziger Pariser folgt; neben mir ging ein Weib aus dem Volke in unordentlichem Anzuge, sie hatte ein säugendes Kind an der Brust. Man sieht es recht deutlich: der Franzose der Gegenwart hat kein Verständniß mehr für seine Könige. Wie könnte auch der junge Mensch, der seinen Voltaire gelesen, oder die Grisette, die Paul de Kock und Sue und wie dergleichen schmutziges Gefindel mehr heißt, in Andacht studirt hat, anders hier eintreten, als mit einem Gefühle souveräner Verachtung der Vorurtheile und Tyrannei dieser barbarischen Jahrhunderte! „Hier liegt Pipin der Kurze,“ — ruft die monotone Stimme des Concierge — „hier in der Mönchskutte Clodwig, hier Blanka, hier Franz I., hier Carl, der in der Bartholomäusnacht auf seine Unterthanen schoß, hier . . .“ — doch die Reihe scheint nimmer enden zu wollen; man bleibt stehen, man betrachtet, betastet diese eigenthümlichen, oft sehr ausdrucksvollen Gestalten, aber der Führer drängt vorwärts und mahnt zur Eile, denn es gibt hier viel zu sehen, der Tod hat reiche Beute. In buntem Wechsel ziehen diese Bilder an uns vorüber, es schwindelt uns, die schweren, niederen Gewölbe scheinen auf unserer Brust zu liegen und den Athem zu beengen. Endlich ist der lange Katalog zu Ende, den der Aufseher herabliest, wie der Kerkermeister die Liste seiner Gefangenen, als wollte er sagen: Die Alle da sind mein, und es entgeht mir Keiner.

Ich habe einen Edelmann gekannt; als dieser bei geänderten Vermögens-Verhältnissen die Burg seiner Väter nicht mehr behaupten konnte, trug er das Dach ab und machte sie zur Ruine. Man hatte sie ihm abkaufen wollen, der Eine, um eine Fabrik, der Andere, um eine Brauerei darin zu errichten. Er machte eine Ruine daraus; als er zum ersten Mal vom Thale hinausschaute und die nackten Mauern ihn anblickten, sah sein Begleiter eine Thräne an seinem dunkeln Bart hängen. — Die Philister sagen, er hätte nicht recht gethan.

Wenn man das Heiligthum seiner Väter nicht mehr heilig halten kann, so mache man doch lieber eine Ruine daraus. Denn um die zerfallenen Mauern schwebt Etwas, wie vom Hauch der Ewigkeit, und mit dem dunkeln Epheu winden sich ernste Gedanken an den geborstenen Thürmen hinauf.

Als ich heraustrat aus St. Denis war es Mittag. Der Himmel war rein, wie von geschliffenem Stahl; die Herbstsonne meinte es so gut, als wollte sie Abschied nehmen auf lange Zeit. Einzelne vergelte Blätter fielen leise von den Bappeln, wie die Menschen vom Baume des Lebens fallen, ohne daß man es wahrnimmt. Die alte Abtei stand so traurig da, wie ein Greis, der seine kalten, fast erstorbenen Glieder an der Sonne wärmt; ein heller Strahl fiel über die Vorderseite, die Fenster glänzten bei diesem Sonnenblick, es war wie ein plötzlich aufzuckendes Lächeln auf dem Angesicht des Sterbenden.

Ich nahm einen Wagen, fuhr nach der Richtung von Paris über die Ebene hin, auf der die Kämpfe der Ligue gewüthet, und die getränkt ist mit dem Blute des ritterlichen Connetable Anne de Montmorency, bog dann gegen Südwest ab und gelangte nach Meudon.

Es ist dieß ein älteres Lustschloß der Könige auf einer sanft aufsteigenden Anhöhe, welche die Gegend weithin beherrscht, mit großen Gartenanlagen im Geschmacke Le Nôtre's. Die Aussicht von der Terrasse herab ist entzückend. Paris lag vor mir, nahe genug, um die Stadt mit ihren Kuppeln, Säulen, Thürmen und Triumphbögen ganz zu sehen, aber wieder zu ferne, um über dem Labyrinth zu stehen und es ganz zu überschauen. Unmittelbar zu meinen Füßen in malerischer Abwechslung die Reihen der Landhäuser, halb versteckt unter Bäumen und Laubwerk in den mannigfaltigsten Schattirungen, die in einem unermeslich weiten Bogen sich um die Stadt ziehen. Unter einem so schönen Himmel, in dieser lachenden Landschaft, die vor uns liegt wie überschüttet von allen Gütern und Gaben und Genüssen des Lebens, wo nichts als Glück ausgestreut scheint, da ist es, als wollte Alles zum frohen Ge-

nusse des Lebens einladen. Kabelaïs, der lustige Pfarrer von Meudon, wäre vielleicht der Welt nicht bekannt geworden, hätte er anderswo gelebt, an den verödeten Küsten der Bretagne oder zwischen den rauhen Bergen des Jura.

Ja, der Pariser Sybarite hätte Recht — wenn nur Eines nicht wäre. Mein Blick schweifte weithin über die Stadt mit all' ihrem Glanz und ihrer Pracht; am äußersten Horizont stand Etwas, scharf herausgehoben durch den hellen Hintergrund, düster, drohend wie die Gestalt des Todes. Es war der Thurm von St. Denis. Er stand da, als wollte er spotten des ohnmächtigen Treibens der Millionen da herum, als wollte er sagen: Und doch seyd ihr mir Alle verfallen! Das ist der Eine, bleibende Hintergrund in dem heitersten Gemälde des Lebens, das ich je gesehen; das gellt wie eine schneidende Dissonanz durch die Festgefänge der Freude. Ja, wenn St. Denis nicht wäre mit seinem finstern Thurme und seinen kalten Gräbern, mit seinem Moder und Geruch der Verwesung, da hättet ihr Recht, ihr Männer und Frauen des Genusses!

Ich ließ mich nieder unter einer schattigen Platane; ihre Blätter rauschten in der Abendluft, als wollten sie erzählen von den Festins und was sie Alles schon hier gesehen hatten. Da dachte ich an Bossuets Worte unter dem Dome von St. Denis: O Eitelkeit, o Nichtigkeit! Alles ist Eitelkeit, außer das Bekenntniß unserer Eitelkeit!

Ich öffnete mein Brevier; es war eben das Fest der Kreuzerhöhung. Ich las den Hymnus zur Vesper: O Crux ave, spes unica!

Central-Afrika.

Wien. Am 11. Mai ist hier an den P. T. hochwürdigen Herrn Andreas Meschutar, Präses des Marienvereines, folgendes Schreiben angelangt:

Chartum, 15. März 1854.

Hochwürdigster Bischof!

Eben war ich im Begriffe, an Euer Gnaden zu schreiben, als ein Brief vom Herrn Grafen von Fries hier anlangte, welcher vom 15. Jänner d. J. an den hochwürdigen Herrn Provicar gerichtet war; da selber aber bereits am 16. Februar an den weißen Fluß abgereiset, und bei dem ausgezeichnet guten Winde, der diese Zeit hier wehte, in diesem Augenblicke nicht mehr weit von Gondocoro seyn wird, und wahrscheinlich auch für lange Zeit keine Gelegenheit sich darbietet, den Brief dahin zu senden, so nahm ich mir die Freiheit, denselben zu öffnen, woraus ich ersah, daß man in Wien in Sorgen ist wegen der Spärlichkeit der Nachrichten, welche von unserer Mission einlaufen (oder vielmehr nicht einlaufen).

Was erstlich die Mission und die Missionäre oben am weißen Fluß anbelangt, wohin der hochwürdige Herr Provicar am Wege ist, so hörten wir hier seit der Abreise des hochwürdigen Herrn Provicars im Frühling des vorigen Jahres von dort noch kein einziges neues Wort; denn die Handelschiffe sind von da noch nicht herabgekommen, müssen aber die ersten wohl bald ankommen.

Von uns in Chartum kann ich berichten: Unsere Kranken sind zwar gegenwärtig alle außer Gefahr und aus dem Krankenbette, aber sie können sich fast nicht erholen und schleichen blaß wie der Tod, auf dem Stabe gestützt, herum. Einer davon, Herr Schaschel, Büchsenmacher und Schlosser, hat in seiner Krankheit einen Leidschaden bekommen, und seine wenige physische Kraft und den moralischen Muth noch vollends verloren; er kam vor einigen Tagen zu mir mit der Bitte, aus der Mission treten und nach Hause gehen zu dürfen, indem er einsehe, daß er das Klima nicht aushalten und daher für die Mission nicht nur nichts leisten könne, sondern ihr vielmehr zur Last seyn werde. Da ich bereits früher rücksichtlich eines solchen vorkommenden Falles mit dem hochwürdigen Herrn Provicar gesprochen hatte, so nahm ich keinen Anstand, fraglichen Herrn zu entlassen. Wir brauchen nun hier vor Allem einen

handfesten Schmied; einer unserer tüchtigsten Maurer von den vier in Alexandrien für Lohn aufgenommenen ist uns, wie schon früher gemeldet, am 11. Februar gestorben, zwei davon sind noch immer marode, und nur einer ist munter bei der Arbeit: weil er aber nicht zugleich beim Kalkbrennen, beim Ziegellosen und im Steinbruch seyn kann, und die hiesigen trägen und ungeschickten Berberiner, wenn er nicht dabei ist, entweder gar nichts thun, oder gar Stoff und Werkzeug zu Grunde richten, so fand ich für gut, die Arbeit im Steinbruch bis auf weiteres einzustellen, da wir bereits schon eine Menge Steine auf den Platz gebracht haben, und um vorzüglich auf Herbeischaffung von Kalk und Ziegel bedacht zu seyn; sobald es nur einigermaßen möglich ist, werden wir anfangen zu bauen; zuerst aber muß die Einfriedungsmauer an dem öffentlichen Wege aufgeführt seyn, bevor wir Haus und Kirche zu bauen anfangen können, wozu wir von der Regierung bereits die gebotene Erlaubniß erhalten haben.

Hätten wir nur einmal eine Wohnung, wenigstens zehn Zimmer mit ordentlichem Dach, Boden und Fenstern, dann hätte man zur Regenzeit mindestens im Hause ein wenig Schutz vor den gewaltigen Wasserfluthen, dann könnte der Sturmwind nicht mehr Papier, Kleider &c. hinaus, und eine Unmasse von Staub und Urath hereintragen; der gefährlichen Zugluft wäre einigermaßen vorgebeugt, Skorpionen und die Alles zernagenden Ameisen könnten nicht mehr so leicht Boden und Mauer durchdringen, und alles verwüsten und zu Grunde richten, — und wie wohl würde ein nur leidliches Zimmer erst unsern armen Kranken thun! — dann aber müßte sogleich die Kirche an die Reihe kommen; wer weiß es nicht, wie viel eine niedliche materielle Kirche zur Erbauung der geistigen Kirche Christi beiträgt? — wir sind hier der festen Ueberzeugung, daß, wenn wir's mit der Hilfe Gottes einmal dahin bringen könnten, in einer anständigen Kirche unsern majestätischen katholischen Gottesdienst zu halten, und unsere erhabene heilige Lehre in einer den Leuten verständlichen Sprache vorzutragen, sich bald eine Menge Nathanaele einfänden würden; und diese unsere Hoffnung ist eben nicht aus der Luft gegriffen, sondern hat ihren Grund einerseits in der gänzlichen Zerfahrenheit der religiösen Zustände der hiesigen Kopten und Muhamedaner, andererseits im allgemeinen Bedürfnisse des Menschen nach innerlichem und äußerlichem Gottesdienst, die Kopten selbst (nämlich Schismatiker) sagen, es wäre ihnen alles recht, wenn es nur irgendwo einmal etwas Ordentliches gebe!

(Schluß folgt.)

R o m.

Rom, 25. April. Der 24. April, dieser freudenreiche Festtag des Kaiserstaates Oesterreich, wurde auch in Rom geziemend gefeiert. Schon am Vorabende kündigten die Glocken von *Ma.ia dell' Anima* die Festlichkeit an. Von der Frühe bis Mittag folgte Messopfer auf Messopfer, von Priestern aus Oesterreich und Deutschland dargebracht; auch ein Priester aus Spanien und einer aus Constantinopel schlossen sich aus eigenem Antriebe an. Um elf Uhr wurde von dem Monsignore Silvestri das Hochamt gehalten. Der Chor war mit deutschen Priestern und mit Alumnen des Collegium Germanicum dicht besetzt. Das Publicum war äußerst zahlreich, mit geistlichen Notabilitäten an der Spitze. Von diesen nenne ich den Pater General der Jesuiten, den deutschen General-Definitor der Capuciner. . . Der gewesene Botschafter Graf Luzzow nebst andern vornehmen Personen befanden sich im Oratorium der Epistelseite, in dem der Evangelienseite war das diplomatische Corps, nämlich der k. k. österreichische Geschäftsträger Conte Gozze, der kgl. bayerische Gesandte Graf Spaur, der großh. toskanische Gesandte, der Geschäftsträger von Württemberg und Baden versammelt, nebst dem Verwaltungs-Collegium der Anstalt. Andere Diplomaten waren wohl durch die gleichzeitige Feierlichkeit in der Sixtina für die verstorbene Königin von Portugal gehindert. Während war es, als das *Te Deum* abwechselnd vom Priesterchor und von dem so gemischten Publicum gesungen wurde und als das Gebet für

den Kaiser durch die feierliche Stille tönte, das alte, ehrwürdige Gebet aus den Zeiten des römisch-deutschen Kaiserreiches, in der alten Nationalkirche Deutschlands zu Rom, da fuhren wohl nicht in mir allein Gedanken und Wünsche auf, welche Sie und Ihre Leser leicht sich vorstellen können. Muß aber das Beste vielleicht auf immer im Bezirke der Wünsche bleiben, so möge uns wenigstens das Gute eine andauernde Wirklichkeit seyn: Deutschlands Eintracht! — Ein schönes Bild hiervon gewährt immer mehr dieselbe Anstalt, in deren Gotteshaus das eben angezeigte Fest gefeiert wurde. In dem Hospitium werden Pilger und mittellose Reisende aus allen Gauen des deutschen Bundesstaates drei bis sechs Tage vortrefflich verpflegt. In der Kirche versammeln sich zur deutschen Predigt in schöner Eintracht Deutsche der verschiedenen Länder, und den Katholiken gesellen sich freundlich manche Protestanten bei. Reisende Priester aus Deutschland pflegen zu Maria dell' Anima das heilige Messopfer zu verrichten; sind sie nicht bedeutend bemittelt, so bekommen sie vier bis sechs Wochen lang freie Wohnung und Bedienung. Nach Möglichkeit wird es deutschen Priestern, welche sich längere Zeit in Rom aufhalten, gern gestattet, gegen den billigen Betrag, welchen die Priester der Anstalt selbst entrichten, Tischgenossen derselben zu seyn, wie es denn gerade jetzt ein Domherr aus Aachen und ein Caplan aus Köln sind, und ein Domherr aus Prag nächstens wieder seyn wird. Die Geistlichkeit der Anstalt selbst besteht aus einem Rector, welcher zugleich Prediger ist, und aus vier Caplänen, welche sich außer den kirchlichen Functionen in die Geschäfte des Sacristans, Pilgerspirituals, Deconomen und Bibliothekars theilen. Ein Caplan ist aus Münster in Westphalen; einer ist aus Trient, der Rector und ein Caplan sind aus der Diocese Brixen; ein Caplan ist aus der Schweiz und wird in der Stellung geduldet, weil er dieselbe bereits zwölf Jahre inne hat und alle Achtung verdient. Zugleich wohnen drei Studirende im Hause; zwei aus den Rheinlanden, einer aus Schlessen. Aus diesen einfachen Notizen geht klar genug hervor, daß die Anstalt Maria dell' Anima weit davon entfernt ist, eine ausschließlich österreichische seyn zu wollen; vielmehr stellt sich an dieser mittelalterlichen Stiftung eine Harmonie von Oesterreich und Deutschland dar, welche an schöne Zeiten der Vergangenheit erinnert und der Anstalt eine Zukunft verkündigt, die der Vergangenheit ähnlich ist. Da aber die österreichische Regierung es war, welche diese Anstalt aus dem Zerfalle mit kräftiger Hand wieder aufrichtete; da die österreichische Regierung es ist, welche der Anstalt zu ihrem gegenwärtigen Zustande emporhalf; da dieselbe hohe Regierung es ist, welche der noch wünschenswerthen Fortsetzung und Vollendung der Reform dieser Anstalt die wohlthätigste Aufmerksamkeit zuzuwenden fortfährt: so ist es leicht begreiflich, daß am 24. April nach den Gebeten vor dem Altare — an der Tafel des Refectoriums, an welcher zwölf Priester aus Oesterreich und Deutschland brüderlich versammelt waren, so innig und warm, als irgendwo, Toaste der Freude und der Wünsche erschollen für das erhabene Brautpaar Franz Joseph und Elisabeth! (Salzb. Kbl.)

I r l a n d.

An der „Befehrung Irlands“ arbeiten gegenwärtig nicht mehr als 16 englische Gesellschaften, die der Basler Volksbote folgendermaßen angibt: 1. Die irische Gesellschaft, aus der bischöflichen Kirche, seit 1826, unterhält 59 Bibelleser und 719 Lehrer, wirkt unter der nicht englisch redenden Bevölkerung. 2. Die irische Gesellschaft in London und Dublin, zu demselben Zwecke, etwas jünger. Jahreseinnahme 1852 gegen 70,000 Thaler. 3. Die irische Gesellschaft für Bibelleser, seit 1822, hat 84 Bibelleser ausgesandt. Jahreseinnahme 1852 15,000 Thlr. 4. Die hibernische Frauen-Gesellschaft zur Erziehung armer Mädchen. Jährliche Ausgabe circa 13,000 Thlr. 5. Die Gesellschaft zum Besten der Inseln und Küsten von Irland, aus der bischöflichen Kirche, hat 25 Vorleser und Schulmeister in Diensten und wirkt auf 48 Stationen. 6. Die Sonntagsschul-Gesellschaft für Irland, hat circa 3000 Schulen mit

226,000 Schülern gegründet und seit 1809 über zwei Millionen Bibeln und christliche Schriften verbreitet. Jahreseinnahme 1851: mehr als 17,000 Thlr. 7. Die hibernische Bibelgesellschaft, seit 1806, verbreitete über zwei Millionen Bibeln und biblische Theile. Jahreseinnahme 1852 circa 27,000 Thlr. 8. Die religiöse Tractatgesellschaft für Irland, seit 1829, mit Niederlagen und Leihbibliotheken an 1162 Orten. 9. Die hibernische Gesellschaft der Wesleyaner, hat 158 Prediger, 25 Missionäre und 62 Lehrer in angestrenzter Arbeit, die „bis in die verborgensten Schlupfwinkel dringen.“ 10. Eine zweite Wesleyaner-Gesellschaft, deren Namen nicht angegeben wird und die eben so arbeitet. 11. Die Baptisten-Gesellschaft für Irland hat 24 Geistliche und Evangelisten ausgesandt. 12. Die bischöfliche Gesellschaft zur Erziehung in Irland, hatte 1821 1882 Schulen mit 108,000 Schülern gegründet. 13. Die innere Mission der Presbyterianer-Kirche in Irland, hat seit sechzehn Jahren 160 Gemeinden und eine Anzahl Missions-Stationen gegründet, unterhält 3—4000 Schulen, in denen 20,000 die Bibel lesen gelernt haben. 14. Die Gesellschaft der Brüdergemeinde zur Fortpflanzung der Erkenntniß des Evangelii in Irland, hält Vorleser auf 6 Stationen. 15. Die bischöfliche Missionsgesellschaft in Irland zum Besten der Römisch-Katholischen, seit nicht ganz acht Jahren, neuerdings sehr wirksam. 16. Die Gesellschaft zur Vertheidigung der Rechte und des Gewissens, unter dem Voritze des Erzbischofs von Dublin, zum Schutz der Proselyten gegen ihre frühern Glaubensgenossen. Nach den bei einigen darunter gemachten Angaben kann man schließen, daß diese 16 Gesellschaften zusammen jährlich vielleicht gegen $\frac{1}{2}$ Million Thaler zur Protestantisirung Irlands ausgeben. Einige von ihnen wirken nun seit bald einem halben Jahrhundert. Bedenkt man, daß außer diesen für Irland allein errichteten Gesellschaften auch die übrigen großen englischen Gesellschaften, die Bibel-, Tractat-, Schul-Gesellschaften u. s. w. doch ebenfalls mit für Irland arbeiten, so sind die Anstrengungen in der That enorm.

Der Pfarrer von Ars.

Das „Tablet“ theilt aus einem Privatbriefe eines englischen Katholiken Folgendes mit:

Der Pfarrer von Ars lebt in dem Dörfchen Ars, einige Meilen von Lyon. Das Dörfchen besteht aus Lehnhütten, eine derselben ist zwar weder ein Hotel noch eine Herberge, wird aber von den vielen Fremden, die als solche kommen, benutzt, um bei dem Pfarrer zu beichten und die oft 48 Stunden warten müssen, ehe die Reihe an sie kommt. Der Pfarrer steht täglich, nachdem er zwei Stunden geschlafen hat, um Mitternacht auf und geht in den Beichtstuhl, wo ihn schon Viele erwarten; es ist eine eigene Omnibusfahrt von Lyon aus eingerichtet, um die Pilger nach Ars zu führen. Um sechs Uhr liest er die heilige Messe und empfängt dann in der Sacristei diejenigen, welche ihn zu sprechen wünschen, Rosenkränze und Medaillen segnen lassen wollen u. s. w. Um zwölf Uhr ist er etwas Brod und Milch, sonst den ganzen Tag nichts. Dann predigt er und geht wieder in den Beichtstuhl. Seine Predigten sind in dem Style „Kindlein, liebet einander“ des heiligen Evangelisten Johannes. Er spricht meist von der Seligkeit der Liebe zu Gott, wobei er oft die Worte wiederholt: „O wie süß ist es, Gott zu lieben!“ jedesmal unter einem Strome von Thränen; eben so, wenn er von dem Leiden des Heilands und unserer Pflicht, ihn wieder zu lieben, predigt. Wir hörten ihn darüber predigen; er mußte vor Weinen einhalten, und kein Auge in der Kirche blieb trocken. Sein Aeußeres ist höchst merkwürdig: er ist ein Bild des Todes, sehr bejahrt und mit eingefallenen Wangen; er sieht einem Träumenden oder Schlafwandelnden ähnlich. Er scheint Niemand zu sehen; sein Blick ist ganz überirdisch.

Die Kirche ist klein und ärmlich; ringsum hangen Botivgaben, zur Erinnerung an die Wunder, die sein Gebet bewirkt hat. Er nimmt die Kranken mit an den Altar der heiligen Philomena, betet dort mit ihnen, und Viele sind geheilt. In seinem

Benehmen ist er ganz einfach und anspruchlos, und hört jeden an, der ihn zu sprechen wünscht. Als wir zu Grenoble und an andern Orten Leute fragten, ob sie den Pfarrer kannten, erhielten wir jedesmal die Antwort: „O gewiß; wer in Frankreich, der in etwa religiös ist, kennt nicht den Pfarrer von Ars?“ Aus allen Gegenden von Frankreich strömen Pilger zu ihm. Unsere ganze Reisegesellschaft beichtete bei ihm; er fertigte uns aber alle sehr kurz ab. Wir hörten, er thue das bei Vielen, während Andere zwei- oder dreimal wieder kommen und auf's Genaueste ausgefragt würden.

Das Bibelgeschäft.

Bekannt ist, wie viel die englischen Bibelgesellschaften zur Revolutionirung Italiens beigetragen haben. Eine gleiche Thätigkeit entwickeln die nordamerikanischen Bibelgesellschaften in allen Staaten der ehemaligen spanischen Kolonien in der neuen Welt. Einen merkwürdigen Beleg dafür theilt das „Univer“ aus Mexiko mit. Der Justizminister machte nämlich den Erzbischof von Mexiko auf das verderbliche Treiben der protestantischen Bibelgesellschaften aufmerksam, die in den mexikanischen Staaten eine Fluth von verfälschten Bibeln und unsittlichen französischen Romanen zu verbreiten streben, um dadurch das Land zu entsittlichen und den Geist der Revolution zu Gunsten der Nordamerikaner zu verbreiten. In Folge der Aufforderung des Justizministers hat der Erzbischof ein Hirten Schreiben an das gläubige Volk erlassen, worin es kräftig ermahnt wird, die Wölfe in Schafspelzen auszutreiben.

P a r i s.

Die Administration des „Magasin utile“ in Paris hat vor Kurzem bei dem erzbischöflichen Secretariat die Summe von 3000 Fres. niedergelegt, die als Preis demjenigen Schriftsteller zuerkannt werden soll, der binnen Jahresfrist das beste Werk über die christliche Nächstenliebe und über die Principien der christlichen Philosophie einreicht. Die Gesellschaft will dadurch, wie sie in ihrer Ankündigung sagt, nach Kräften zur Uebung und Läuterung der guten Sitten und der wahren Civilisation beitragen. Die Hauptgedanken, die jenem Werke zu Grund liegen müssen, sind die folgenden zwei: die aufrichtige und verständige Beobachtung und Uebung der Gebote Gottes und der Kirche genügen vollständig, sowohl zur Befriedigung aller Ansprüche, die das eigene Gewissen, wie die ganze menschliche Gesellschaft an uns macht; und zweitens: die christliche Nächstenliebe, praktisch verwirklicht, genügt vollkommen, uns mit dem großen Mißklange, den die ungleiche Vertheilung der irdischen Güter und Besitzthümer in der Welt hervorruft, harmonisch auszusöhnen. Das Werk wird Eigenthum der Gesellschaft, die dasselbe in einer halben Million Exemplaren in ganz Frankreich verbreiten wird, und zwar zu dem billigsten Preise; 150,000 Exemplare sollen außerdem an alle Mairien, Communen, Schulen und Lehranstalten des ganzen Reiches gratis versandt werden. Man hofft auf eine große Concurrenz.

St. Pö l t e n.

St. Pö l t e n, 3. Mai. In der hiesigen Domkirche wird wie im vorigen Jahre die liebliche Mariandacht gefeiert. Die täglich stattfindenden Predigten (6 Uhr Abends) werden zumeist von den S. S. Professoren des bischöflichen Alumnates gehalten, und es ist eben so erbauend als rührend, das Lob Mariens von so vielen gelehrten Männern in ächt katholischer Weise verkündigen zu hören. Das Generalthema aller Mariapredigten bildet die Erklärung der lauretanischen Litanei.